

baren Versuchen ermutigen und zur Reflexion von im besten Sinne populären Vermittlungsformen von Wissenschaft anregen kann. Denn dass dies eine ernstzunehmende und durchaus dringliche Aufgabe darstellt, zeigt nicht zuletzt die Tatsache, dass sich ihr Werner Telesko als profilierter Spezialist widmet. *Dörte Wetzler*

JULIA FISCHER: Sakralbau im Auftrag der Prämonstratenser-Reichsabtei Marchtal. Baumeister, Ausstattungskünstler und Künstlernetzwerke unter Abt Edmund II. Sartor (Oberschwaben – Geschichte und Kultur, Bd. 18). Epfendorf: Bibliotheca Academica 2012. 338 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-928471-88-6. Geb. € 30,00.

Klöster haben mit ihrem barocken Baueifer die süddeutsche Kulturlandschaft entscheidend geprägt – selbst unsere gegenwärtige Wahrnehmung der ländlichen Regionen Süddeutschlands wird zu einem maßgeblichen Teil von den Zeugnissen jener baulichen Erneuerungswelle bestimmt. Umso mehr muss es daher verwundern, wenn vor wenigen Jahren noch die Herausgeber eines das Thema berührenden Tagungsbandes konstatierten: »Während sich die Forschung seit einigen Jahren ausgesprochen intensiv mit den Höfen bzw. weltlichen Residenzen im 17. und 18. Jahrhundert befasst, fristet die Forschung zu den Klöstern der Barockzeit nach wie vor ein Schattendasein.« (Markwart Herzog/Huberta Weigl [Hg.], *Mitteleuropäische Klöster der Barockzeit. Vergegenwärtigung monastischer Vergangenheit in Wort und Bild* [Irseer Schriften N. F. 5], Konstanz 2011, 11). Durch dieses Manko vor ein Problem gestellt, aber zugleich zu ihren Forschungen ermutigt sah sich die Münchner Doktorandin Julia Fischer, als sie sich unter der Obhut des renommierten Barockforschers Frank Büttner anschickte, einen Ausschnitt aus der Kirchenbaupolitik der oberschwäbischen Prämonstratenserabtei Obermarchtal zu beleuchten, genauer gesagt die territoriale Kirchenbautätigkeit während der Regierung des tatkräftigen Abtes Edmund II. Sartor (1746–1768), welcher – eigentümlich konträr zum Untersuchungsfeld der Studie – vor allem als Vollender der Klostergebäude in die Annalen eingegangen ist. Die 2010 von der Ludwig-Maximilians-Universität München zur Promotion angenommenen Ergebnisse liegen nun seit 2012 in gedruckter Form vor.

Ganz im Sinne der Mikrohistorie untersucht Julia Fischer minutiös die Erneuerung von Pfarr- und Filialkirchen, welche der Abtei Obermarchtal inkorporiert waren. Das ist keine Selbstverständlichkeit, denn gerade der Pfarrkirchenbau mit seinen liturgischen, ökonomischen und sozialen Bedingungen bildet generell und daher speziell auch im Zuge der Forschungen zur frühneuzeitlichen süddeutschen Klosterkultur nur ein Randthema, das folglich auch selten der Gegenstand von monographischen Untersuchungen wird. Die Forschungen zur protestantischen Sakralkultur sind im Vergleich dazu viel weiter gediehen, was natürlich auch in der Sache selbst ihren Grund hat, weil im protestantischen Milieu eben die Pfarrkirchen den maßgeblich prägenden Kulturträger bilden. In der katholischen Sphäre ist dies bekanntlich anders: Hier stehen die Pfarr- und Filialkirchen, vor allem die ländlichen, am Ende einer Hierarchie sakraler Bauaufgaben und geraten aus diesem Grund nur allzu leicht aus dem Blick. Dome, Abtei- oder Stiftskirchen und Wallfahrten erscheinen allein schon aufgrund gesteigerter Komplexität wie Individualität wesentlich untersuchenswerter – hinzu kommt, dass die Kunstgeschichte qua Tradition ja immer noch versucht, anhand von stilbildenden Ausnahmekunstwerken oder sogenannten Leitbauten eine Kunstströmung in ihrem Verlauf zu beschreiben, also das top-down- gegenüber dem bottom-up-Prinzip bevorzugt. Frühneuzeitlicher katholischer Pfarrkirchenbau ist bislang überwiegend ein Thema von Denkmälerinventaren oder aber von Aufsatzpublikationen, denen oftmals, befördert durch die Publikation in erschwert

zugänglichen Regional- oder gar Lokalzeitschriften, der Ruch der »Heimatforschung« anhängt. Auch Architektenmonographien verhandeln das Thema, zumeist aber nur im Zuge von Katalogisierungen des Œuvres, wobei dann stets analytische Bemerkungen zur Pfarrkirchenarchitektur im Vergleich zur Besprechung der Hauptwerke marginal bleiben. Was fehlt, ist eine wissenschaftlich betriebene mediale Aufbereitung des frühneuzeitlichen katholischen Pfarrkirchenbaus, welche das von regionalen Diversitäten, baukünstlerischen Individualitäten, überregionalen Konstanten sowie überzeitlichen Kontinuitäten geprägte Phänomen in seiner Fülle überschaubar und vergleichbar werden ließe (z. B. mit Hilfe einer Datenbank). Der Rezensent weiß, wovon er spricht, sah er sich doch anlässlich der Planungen zur katholischen Pfarrkirche der an der kurbayerisch-schwäbischen Grenze gelegenen Landstadt Schongau vor typologische Einordnungs- und Erklärungsprobleme gestellt, die mangels einschlägiger Fachliteratur nicht vollends gelöst werden konnten (Der Welf. Jahrbuch des Historischen Vereins Schongau – Stadt und Land 2003, 169–231). Von der Patronageseite her betrachtet finden die süddeutschen Barockprälaten bislang zumeist als Bauherren ihrer Klöster Beachtung, jedoch kaum hinsichtlich des von ihnen initiierten Pfarrkirchenbaus. Dass Julia Fischer nun letzteren untersucht, hat also durchaus Ausnahmecharakter.

Die Autorin geht äußerst systematisch vor, um ihre Aufgabenstellung in den Griff zu bekommen: So stellt sie zunächst in einer Art Porträt die im Einzelnen untersuchten Sakralbauten vor, das sind die unter der Regierung Abt Edmunds II. Sartor errichteten Pfarr- und Filialkirchen der Dörfer Bremelau, Dietershausen, Unterwachingen, Seekirch und Volkersheim sowie des Gutes Ammerhof, um dann nach einem mit sozio-ökonomischen Fragestellungen zu den Auftragshintergründen aufwartenden Intermezzo die drei in diesen Kirchen zusammenspielenden Gattungen Architektur, Stuck und Malerei jeweils gesonderten formalen wie ikonografischen Analysen zu unterziehen, nicht ohne dabei auch jeweils die Frage nach der Autorschaft neu zu stellen. Nach einem kurzen Blick auf übernommene Ausstattungskomponenten runden eine Analyse der Künstlernetzwerke und eine Einschätzung der Baupolitik Abt Edmunds II. die Untersuchung ab.

Die Grundlage aller Fragestellungen bildet ein akribisches Quellenstudium, das sowohl in den zuständigen Staats- und Diözesanarchiven als auch ausgewählten Adelsarchiven sowie den noch in situ verbliebenen Pfarrarchiven verwahrte Dokumente auswertet. Dabei gelingen der Autorin einige erstaunliche Entdeckungen, die zumeist auch Anlass zu diversen Neubewertungen geben. So kann bei den künstlerisch bescheidenen Modernisierungen der Kirchen in Bremelau und Dieterskirch die Baumeisterfrage eindeutig zugunsten des bislang kaum beachteten Obermarchtaler Klostermaurermeisters Joseph Moosbrugger geklärt werden. Bezüglich Bremelau kam zudem eine erstaunlich dichte Quellenlage ans Licht, welche exemplarisch das seinerzeit oftmals komplizierte Geflecht aus Herrschafts-, Pfarr- und Zehntrechten und daraus resultierende Zuständigkeits- und Finanzierungsstreitigkeiten ersichtlich werden lässt. Die Erweiterung der Pfarrkirche zu Unterwachingen ließ Abt Edmund II. Sartor von dem damals für die Abtei Obermarchtal tätigen Deutschordensarchitekten Johann Caspar Bagnato durchführen, so dass daraus sein baulich und künstlerisch am stärksten ambitioniertes Modernisierungsprojekt erwuchs. Fischer kann die Hintergründe des Bauauftrags durch Auffinden der Künstlerkontrakte im Regensburger Fürst Thurn und Taxis Zentralarchiv bedeutend erhellen. An Unterwachingen orientiert erfolgte der Umbau der Pfarrkirche zu Seekirch am Federsee. Nun kamen aber, wie Fischer präziseren kann, wieder die lokalen Bauhandwerker der Abtei Obermarchtal zum Zug. In Zusammenhang mit Seekirch vermag die Autorin dem inzwischen zu Eigenständigkeit avancierten Tiberius Moosbrugger, dem Sohn des vorhin genannten Joseph, erstmals Konturen als einem von Bagnato beeinflussten Baumeister zu

verleihen. Die Entdeckung seiner Risse zum Sakristeiumbau erweist, welche bauzeichnerische Präzision im fortgeschrittenen 18. Jahrhundert auch lokale Baumeister erreichen konnten. Schade, dass Fischer aus dem archivalischen Hinweis auf einen Aufenthalt in München nicht den folgerichtigen Schluss zu ziehen vermag: Nämlich auf eine über die Nachbarabtei Zwiefalten oder die dort als Klosterbaumeister wirkenden Schneider-Brüder vermittelte bauzeichnerische Fortbildung im Atelier des berühmten Architekten Johann Michael Fischer. Das schließlich auch Tiberius Moosbrugger zugeschriebene Ovalprojekt für die Seekircher Sakristei möchte man hingegen dem feinnervigen Zeichenstil zufolge eher Bagnato geben. Eine kleine Sensation bedeutet auch die Entdeckung eines für das Seekircher Langhaus bestimmten Stuckentwurfs von der Hand des Wessobrunner Stuckateurs Johann Georg Üblher, sind solche Zeichnungen doch eher selten überliefert. Tiberius Moosbrugger schafft, wie Fischer erhärten kann, schließlich mit dem Umbau der Pfarrkirche des Tübingen nahen Gutes Ammerhof eine spätestbarocke Perle des Landkirchenbaus (1765), welche wiederum deutlich den Geist Bagnatos atmet. Die genetische Wurzel der Kirche sucht Fischer aufgrund des flach überkuppelten Chores zu Recht im Füssener Herkommer-Umkreis, doch verwechselt sie dabei wie vor ihr schon Martin Gubler Vorbild und Typus: Die Füssener Feldkirche des Herkommer-Neffen Johann Georg Fischer fungierte eben nicht als direktes Vorbild für die Ammerhofkirche (auf welchem Weg sollte Tiberius Moosbrugger diese auch gekannt haben?), sondern jene bildet generell zusammen mit Johann Jakob Herkommers Krippkirche ebenda die Urtypen für sämtliche schwäbischen Landkirchen mit venezianischem Kuppelchor. Der Vermittler an Tiberius Moosbrugger war niemand anderes als der in Ravensburg ansässige Bagnato, der in den dort nahen Orten Kisslegg und Wolfegg sowie an seinem Wirkungsort Dillingen mit der Baukunst des Herkommer-Neffen Fischer in Kontakt gekommen sein konnte. Aufgrund des neu konturierten Bildes, das die Autorin von Tiberius Moosbrugger gewinnt, ist es ihr schließlich ein Leichtes, ihm auch noch den bescheiden ausgefallenen Umbau der Wendelinkapelle in Volkersheim zuzuschreiben – dem letzten Kirchenbauunternehmen Abt Edmunds II.

In der nach Kunstgattungen scheidenden Aufgliederung sowie der Detailliertheit der Beschreibungen und Analysen zeigt sich Julia Fischer merklich von den derzeitigen Standards der Denkmalinventarisierung und insbesondere vom Corpus der Deutschen Deckenmalerei beeinflusst, der zuletzt bekanntlich von ihrem Doktorvater herausgegeben wurde (nicht zu vergessen, dass auch in den Kirchenführern gemeinhin so vorgegangen wird). Allerdings muss man sich fragen, ob eine akribische Beschreibung auch in allen Fällen Sinn macht? Oftmals wiederholt Fischer nur in eigene Worte gekleidet, was man auch, soweit vorliegend, in den betreffenden Künstlermonographien lesen kann. Warum muss man beispielsweise über die doch wirklich banalen Fresken Franz Ignaz Wegscheiders in der Georgskapelle von Dietershausen noch einmal soviel Worte verlieren? Edeltraud von Spornitz hatte in ihrer monographischen Studie zu Wegscheider (Hohenzollerische Jahreshfte 19/1959, 185–274) jenen Fresken noch mit einer gewissen Berechtigung übergebürliche Bedeutung beigemessen, weil Wegscheider damit nach einer längeren Pause den Wiedereinstieg in seinen Künstlerberuf fand. Fischer jedoch verfolgt eine ganz andere Fragestellung, bei der eine kursorischere Betrachtung unter Verweis auf die ältere Analyse voll und ganz genügt hätte. Im Gegenzug vermag es die Autorin nicht, ihrer wirklich neuen Beobachtung zu den Dietershausener Fresken, nämlich dass Wegscheider hierzu ältere Figurenkompositionen seines Riedlinger Malerkollegen Franz Joseph Spieglers aus den 1720er-Jahren wiederverwendete, eine künstlerbiographisch nutzbare Beweiskraft beizumessen, konnte doch von Spornitz eine spät erfolgte Annäherung Wegscheiders an Spiegler mangels Belegen lediglich mutmaßen. Man fragt sich in Anbetracht

eines solchen des öfteren zu kurz greifenden Denkens, wo unter dem Strich der Erkenntnismehrwert dieses stur durchgezogenen ausführlichen Beschreibens bleibt? Zumindest durch ein Zusammenziehen von Beschreibung und Analyse hätte man den Text zu dessen Gunsten gehörig straffen können. Gefährlicherweise fallen bei einer übertrieben deskriptiven Akribie dann Nachlässigkeiten umso mehr auf, beispielsweise wenn bei den Unterwachener Seitenaltären die ikonografisch wichtigen Attribute der Putti nicht genannt werden.

Der Vorteil einer Zerlegung der Untersuchungsobjekte nach Kunstgattungen liegt zweifelsohne in der besseren Vergleichbarkeit der künstlerischen Leistungen, erkaufte ist dieser aber durch den Nachteil, dass die Kirchenbauten im Verlauf der Untersuchung in ihrer jeweiligen Gesamtheit aus dem Blick geraten, insbesondere was das für die Barockzeit als so typisch empfundene Zusammenspiel der Gattungen betrifft (Stichwort »Gesamtkunstwerk«) – gerade bei dem Unterwachinger Rokoko-Juwel ist dieser Nachteil besonders schmerzlich. Zudem führt die Gliederungsstruktur aufgrund der immer wieder zur Kontextualisierung notwendigen Wiederholungen unweigerlich zu Redundanzen, die einen nicht zu unterschätzenden Teil des Buches ausmachen. Die Profiteure dieses Vorgehens sind eindeutig die partikuläre Interessen verfolgenden Querleser. Für diejenigen, die das ganze Buch lesen wollen, wird Fischers Beschreibungspedanterie jedenfalls zur Qual – gleiches betrifft auch die schneller das Wesentliche erkennenden Fachleute für süddeutschen Sakralbarock, zu denen sich der Rezensent zählt.

Auch bei den über das Deskriptive hinausgehenden Analysen und Interpretationen ist es um den Erkenntnismehrwert äußerst dürtig bestellt. So beruht beispielsweise das ikonografische Knowhow überwiegend auf kompiliertem Handbuchwissen. Die Kirchenbaubestrebungen Abt Edmunds II. Sartor kann Fischer letztendlich doch nur spekulativ beantworten, gerade was ihre durchaus plausible Hauptthese betrifft, nämlich dass mit dem vergleichsweise aufwändigen Ausbau der Kirchen in Unterwachingen und Seekirch das Fehlen einer überregional ausstrahlenden Klosterwallfahrt kompensiert werden sollte. Indizien für ihre Mutmaßung nennt sie zwar, jedoch nur beiläufig, so dass unglücklicherweise deren Beweiskraft verkannt bleibt: In Unterwachingen wurde nämlich ein Kreuzpartikel verehrt (deshalb offenbar auch das von Fischer unverstandene ostentative Überlagern der beiden alten Seitenaltar-Patrozinien mit Passionsthemen) und in Seekirch ein spätgotisches Vesperbild, das nach erfolgter Kirchenrenovierung vom Abt persönlich (!) wiedereingesetzt wurde (von Fischer statt als Kultobjekt als bloßes in den Neubau übernommenes »älteres Ausstattungstück« behandelt). Den für einen Gutshof überambitioniert anmutenden Ausbau der Ammerhof-Kirche vermag Fischer in seinen Intentionen nicht wirklich zu erklären, weil sie die architektonischen Zeichen nicht zu lesen weiß: Mit ihrem auffälligen Säulenportal in Form einer Triumphpforte sollte der leider seiner Ausstattung beraubte Kirchenbau nämlich offensichtlich die siegreiche katholische Kirche inmitten einer protestantisch geprägten ländlichen Umgebung zum Ausdruck bringen. Zu kurz greift Fischer auch, wenn sie die Darstellung der Verteidigung des Altarsakraments durch den hl. Ordensgründer Norbert in den Chorfresken der Kirchen auf dem Ammerhof und in Unterwachingen vor allem als eine den Seelsorgeaspekt preisende prämonstratensische Standardikonografie wertet, bleibt doch dadurch die prokatholische Propaganda dieser Bildbotschaft innerhalb des konfessionell uneinheitlichen Schwaben unterschätzt.

Methodisch fragwürdig erscheint bei der versuchten Einordnung des Obermarchtaler Landkirchenbaus und dessen Wertung als »sakrale Baupolitik« eines Ausnahmeabtes die Einschränkung des Vergleichszeitraums auf den Untersuchungszeitraum, kann doch in Anbetracht der im frühneuzeitlichen Schwaben herrschenden regionalen Diversitäten

kaum von einem synchronen Verlauf des schwäbischen Landkirchenbaus ausgegangen werden, sondern von diachronen, auch in das 17. Jahrhundert fallenden Baukonjunkturen. Pfarrkirchenbau ist eben immer eine regional individuelle Gemengelage aus Bedürfnissen des Pfarrvolks, der Tatkraft der Entscheidungsträger, günstigen ökonomischen und politischen Bedingungen sowie dem Einfluss von Stil- und Funktionswandeln geschuldet. Sich herauszureden, dass es im Untersuchungszeitraum in den Nachbarabteien kaum vergleichbare Phänomene gegeben habe, genügt keinesfalls. Auch vermag Fischer aufgrund ihres eingeebneten Blickwinkels keine schlüssige Antwort darauf zu geben, warum es ausgerechnet Abt Edmund II. Sartor in die Hände fiel, einen in seinem Zuständigkeitsbereich auf dem Landkirchensektor aufgelaufenen Renovierungsstau zu beseitigen. Gerade die methodisch-intellektuelle Armut ist es, die einen Schatten auf die materialreiche Arbeit wirft. Keinerlei Methodenreflexion, die man zumindest zur soziologischen Methode der Netzwerkanalyse erwartet hätte, mit deren Hilfe die Künstlerkonstellationen untersucht werden. Das Ergebnis ist dann letztlich auch wieder schlicht, da kaum verwunderlich: Bei bescheidenen Renovierungsprojekten beauftragte Abt Edmund II. abteieigene und regionale Künstler (Bremelau, Dietershausen, Volkersheim), während er durch eigene Kontaktknüpfungen oder über Vermittlung durch Nachbarabteien überregionaler Kräfte habhaft wurde, die dann bei ambitionierten Erneuerungsmaßnahmen (Unterwachingen, Seekirch, Ammerhof) zum Einsatz kamen. Ebenfalls keine Überraschung ist, dass hie und da familiäre Beziehungen für das Knüpfen von Berufskontakten förderlich waren.

Bevor zum obligatorischen abschließenden Lob übergegangen werden kann, muss noch die äußere Form der Arbeit bemängelt werden: Ein Lektorat hätte dem Buch gut getan. Fischers Sprache ist nämlich äußerst schlicht, dazu nicht frei von Fehlern und gehäuft von Wort- und Satzbauwiederholungen durchsetzt. Zu bedauern ist das Fehlen von Vergleichsabbildungen. Hier zeigt sich einmal mehr das ganze Dilemma chronisch unterfinanzierter Produktion wissenschaftlicher Fachliteratur. Als Lob kann nur noch einmal betont werden, wie mutig und beherzt es von Julia Fischer war, sich dem Thema zu stellen, und mit welch bewundernswertem Fleiß sie dieses bearbeitet hat. Solche grundlegenden, das Material aufbereitenden Untersuchungen, von denen es immer noch zu wenige gibt, sind schließlich das Fundament jeglicher Kunst- und Kulturgeschichte.

*Peter Heinrich Jahn*

JOHANNES HUBER: Die Fürstenland-Strasse entdecken in der Kulturlandschaft St. Gallen (Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, 130. Heft). Ostfildern: Jan Thorbecke 2012. 214 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-7995-1718-8. Geb. € 19,90.

Der Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung konzipiert sein Jahrbuch 2012 als Führer zur Kunst- und Kulturlandschaft der Fürstabtei St. Gallen. Mit Johannes Huber als Autor konnte ein Kenner des Gebiets gewonnen werden. 2005 war er Projektleiter des Gedenkjahres »Fürstabtei St. Gallen – Untergang und Erbe 1805«. 2008 hielt er die Ergebnisse seiner Forschungsarbeit im umfangreichen Werk »Entlang der Fürstenland-Strasse« fest.

Anlass für die vorliegende Schrift war das Gallusjubiläum (612–2012). Vor 1400 Jahren ließ sich Gallus an der Steinach nieder. Im 8. Jahrhundert gründete Otmar an der gleichen Stelle ein Kloster. Die Benediktinerabtei gelangte zu umfangreichem Grundbesitz. Abt Ulrich Rösch vereinigte die verstreuten Güter im 15. Jahrhundert zu einem geschlossenen Territorialstaat. Fürstabt Beda Angehrn erschloss das Gebiet im 18. Jahrhundert durch